

Die christliche Jerusalemsehnsucht im 19. Jahrhundert : der geistige und geschichtliche Gründung Johann Ludwig Schnellers

Autor(en): **Hammer, Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Theologische Zeitschrift**

Band (Jahr): **42 (1986)**

Heft 3

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-878295>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die christliche Jerusalemsehnsucht im 19. Jahrhundert

*Der geistige und geschichtliche Hintergrund der Gründung
Johann Ludwig Schnellers.**

«Einst zog Er über Galiläas Fluren,
Ein Himmelsarzt für alle Leidenden,
Und Segen triefte dort auf Seinen Spuren,
Und alle durften glücklich von Ihm gehn.
Doch hat man über Ihn den Stab gebrochen
Und Ihn belohnt mit Kreuz und Schmach und Tod –
Und Er? Er hat geliebt, bis Ihn das Herz gebrochen
Auf Golgatha im trüben Abendrot.
Ihm folge nach!...»

So beginnt Ludwig Schneller Sohn, Pastor in Köln, seine dazumal vielgelesenen «Apostelfahrten», in denen er auf Vaters Spuren «Wanderungen durchs Heilige Land» beschreibt (Leipzig ²1895). Denn es war seinerzeit noch nicht jedem Pfarrer möglich, mit seiner Gemeinde Flug- und Busreisen ins Heilige Land zu unternehmen und auf «Seinen Spuren» zu wandeln an dem Ort, wo «ER» – stets gross geschrieben – wandelte, und noch viel weniger in Seinem Geist zu wirken. Die Schnellers waren hierin Pioniere, und sie waren in der wackeren Schule von St. Chrischona in dem unerschütterlichen Glauben gewachsen, dass es gerade an jenem kurzen östlichen Küstenstrich des Mittelmeers von Verheissung sei, in Jesu Geist zu handeln und zu wandeln, hinter dem er selbst während 33 Jahren seine irdische Wanderschaft begonnen und vollendet hat.

Die Schnellers waren in diesem Glauben nicht allein. Es waren nicht nur andere württembergische Landsleute, die ebenfalls auf der Chrischona waren, wie die Hoffmannsbrüder, die mehr von der alttestamentlichen Erneuerungsidee des heiligen Tempels ins Heilige Land getrieben wurden, von der noch zu reden sein wird; es waren Christen aller östlichen und westlichen, ausschliesslich jedoch europäischer und vorderasiatischer Kulturen, die eine mit verschiedenerlei Interessen gemischte, aber stets von der alten internationalen Kreuzzugs-idee, das Heilige Land müsse von der Vorherrschaft der «Ungläubigen» irgendwie befreit werden, geleitete Sehnsucht vor allem nach der Heiligen Stadt des Alten und Neuen Bundes,

* Festvortrag zum 125jährigen Bestehen des Syrischen Waisenhauses, gehalten im Basler Missionshaus am 3. November 1985.

Jerusalem und ihrer Umgebung, beseelte und die dann auch vom Land ihrer Sehnsucht in irgendeiner Weise in Besitz zu nehmen suchten.

In meinem Buch «Weltmission und Kolonialismus» versuchte ich all das, was sich im 19. Jahrhundert im Namen des Christentums von Europa nach aussereuropäischen Ländern «hinausbewegte», sei es der Kolonialdrang, der politische Drang, den vielen zu klein gewordenen europäischen Binnenrahmen durch überseeische Gebiete zu vergrössern oder auch den scheinbar uneigennütigen Drang der vielfältigsten Missionen, das Evangelium den Heiden zu bringen, unter dem Begriff «*Sendungsideen*» zusammenzufassen.¹ Dieser vielfältige Drang, von Europa aus zu expandieren, ist natürlich älter als das 19. Jahrhundert. Da der christliche Missionsauftrag «Gehet hin in alle Welt...» gemeinsame und ursprüngliche Wurzel auch all jener säkularen Sendungsideen der Neuzeit ist, denen sich damals die neuen Sendungsideen der Französischen Revolution hinzugesellten, gilt es gerade im 19. Jahrhundert genau zu unterscheiden, welcher Sendungsdrang die Europäer und Nordamerikaner der verschiedensten Konfessionen und Kirchen in die Ferne trieb. Warum sollte dieser in alle Himmelsrichtungen sich ausdehnende vielfältige Drang ausgerechnet vor dem Gebiet haltmachen, in dem der Ursprung der christlichen Religion zu suchen war? Schon Kaiser Konstantin liess ja zur Legitimierung seiner christlichen Herrschaft seine fromme Mutter Helena das wahre Kreuz des Erlösers im Heiligen Land suchen und finden. Seine Nachfolger in Byzanz feierten dieses Wiederauffindungsfest des wahren Kreuzes bis zum Ende ihrer Herrschaft am Bosphorus als eins der höchsten Feste im Kirchenjahr.

Der vielfältige Drang zum Heiligen Land war denn auch nach dem Untergang des «Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation» 1803 im Westen durchaus nicht untergegangen, sondern erneuerte sich in den vielfältigsten Gruppierungen und Institutionen. Er beginnt schon ein Jahr darauf in der Gründung der «British and Foreign Bible Society» und der weitere fünf Jahre später erfolgenden Gründung der «London Society for Promoting Christianity among the Jews». Zur Missionierung der Heidenwelt gesellte sich die Berufung zur Bekehrung der Juden und später auch, im Erfolg noch vergeblicher, die der Mohammedaner. Das Ärgernis über deren Beherrschung des Heiligen Landes war das gleiche wie zur Zeit der Kreuzzüge, nur ohne deren militärische Folgen.

¹ K. Hammer, *Weltmission und Kolonialismus. Sendungsideen des 19. Jahrhunderts im Konflikt*, München 1978, 21981.

Der deutschen Gründung des «Evang. Lutherischen Zentralvereins für Mission unter Israel» 1871 waren mehrere kleinere Vereine mit dem Ziel der Judenmission vorausgegangen. Auf katholischer Seite machte T. Ratisbonne mit seiner Gründung der «Zionspriester», einer Vereinigung französischer Weltpriester, 1842/43 zur Bekehrung palästinensischer Juden den Anfang, dem der «Deutsche Verein vom Heiligen Grab» 1855 an die Seite trat. 1885 kam noch der «Palästinaverein der Katholiken Deutschlands» hinzu, der sich mit dem vorgenannten 1895 unter Vorsitz des Kölner Erzbischofs Krementz zum «Deutschen Verein vom Heiligen Land» vereinigte. Ob er heuer auch sein 100jähriges Bestehen feiern kann oder bereits gefeiert hat, entzieht sich meiner Kenntnis.

Das Gebet für die Wiedererlangung des Heiligen Landes gibt die Zielrichtung der Vereine an: «O Gott, der Du in Deiner wunderbaren Vorsehung alles lenkst, wir bitten Dich flehentlich, Du wollest dieses Land, welches Dein Eingeborener durch Sein eigenes Blut geheiligt hat, aus den Händen aller Seiner Feinde befreien, auf dass es in der christlichen Religion Deinem Namen diene...»

Der evangelischen Gründung des Syrischen Waisenhauses durch Ludwig Schneller parallel zu achten ist die diakonischen Aufgaben gewidmete katholische Gründung des Sionsvereins 1866 in München. Er unterhielt in der Folge drei Anstalten zur christlichen Erziehung armer Palästinenserkinder in oder nahe bei Jerusalem.

Die Anregung zu solchen religiösen Werken war jedoch nicht zuletzt dem schrittweisen Vordringen deutsch-protestantischer Sendboten im Heiligen Land zuzuschreiben, die mit den Vertretern der britischen Judenmission in Jerusalem und der Regierung in London in den 1840er Jahren den originellen Plan eines evangelischen Bistums von Jerusalem eingefädelt hatten. Schlüsselfigur des dem Romantiker auf dem Preussenthron, Friedrich Wilhelm IV., entsprechenden Gedankens war der ehemalige preussische Gesandte und Gründer einer lutherischen Gemeinde in Rom (1817), Christian Karl Josias Freiherr von Bunsen. 1841 insgeheim nach London geschickt, beschreibt er die Sendung seines Lebens wie folgt:

«Die gegenwärtige, offenbar nicht ohne göttliche Leitung herbeigeführte Gestaltung der türkischen Angelegenheiten, und namentlich die politische Stellung Englands und Preussens zu derselben, hat der evangelischen Christenheit zum ersten Male die Möglichkeit gegeben, in der Wiege der Christenheit und im gelobten Lande sich neben den uralten Kirchen des Morgenlandes und der römischen als ebenbürtiges Glied der allgemeinen Kirche Christi eine Stellung zu fordern, um dem Evangelium freie Verkündigung, den Bekennern der evangelischen Wahrheit freies Bekenntnis

und gleichen Schutz zu sichern. Dieser Augenblick ist ein weltgeschichtlich wichtiger: nach seiner Beachtung und Benutzung oder Missachtung und Versäumung wird die evangelische Kirche von der Geschichte und von Gott gerichtet werden.»

Der Plan sah die Schaffung eines unter englisch-preussischem Patronat abwechselnd stehenden «Bischofs der Kirche des hl. Jakobus in Jerusalem» vor, der, nach anglikanischem Ritus geweiht, einmal von London, ein andermal von Berlin ernannt werden sollte mit kirchlicher Gerichtsbarkeit «über die Geistlichen britischer Gemeinden aus der Vereinigten Kirche von England und Irland sowie über diejenigen anderen protestantischen Gemeinden in jenen Ländern, welche wünschen möchten, sich unter seine oder ihre Gewalt zu stellen». Das Novum wurde noch im gleichen Jahr 1841 vom britischen Parlament genehmigt. Anfang 1842 konnte bereits der allen drei Anforderungen genau entsprechende erste solchermassen geweihte Bischof Michael Salomon Alexander in Jerusalem einziehen. Er stammte aus der Provinz Posen, war als Jude geboren und 1825 in England zum anglikanischen Christentum übergetreten und galt als ernster Wissenschaftler und frommer Theologe. Somit entsprach er der wichtigsten englischen Bedingung, der Bekehrung der Juden dort, bis zu seinem plötzlichen Tod 1845.

Alexanders Nachfolger, Samuel Gobat aus Crémises in der Schweiz, der vom Basler Missionshaus an die CMS vermittelt worden war und in Abessinien und auf Malta gewirkt hatte, bevor ihn Friedrich Wilhelm IV. zum Bischof von Jerusalem bestellte, war mit der Tochter des württembergischen Pietisten Zeller verheiratet und symbolisierte für die konservativen Anglikaner zunächst allzusehr den kontinentalen Typ des Protestantismus. Doch räumte Gobat die gegen ihn erhobenen Häresieverdächtigungen aus und wirkte von 1846 an auch für die Mohammedanermision in Jerusalem. Gobats Herkunft und Werdegang war es auch zuzuschreiben, dass sich noch weitere Württemberger aus dem Umkreis der St. Chrischona und des Basler Missionshauses als Grundstock einer stetig wachsenden deutsch-protestantischen Kolonie in Jerusalem niederliessen. Die Chrischonabrüder Schick, Palmer, Baldensperger und Müller gründeten im Spittlerschen Geist ein Bruderhaus mit dem Ziel, «einträchtig beieinander zu wohnen, die eigene Haushaltung zu führen, daneben für den Herrn zu arbeiten, wie es sich an die Hand gebe, womöglich ihren Unterhalt selbst zu verdienen, mehr durch Beispiel als durch Predigten und Lehren zu missionieren zu suchen und überhaupt heilsamen Einfluss auf jedermann, mit dem sie in Berührung kämen, auszuüben».

Auch wenn es sich als zu schwierig erwies, diese edlen Grundsätze

durchzuführen und die vier bald eigene geschäftliche Wege gingen, wurde doch hier erstmals der Versuch gemacht, diakonische Modelle aus Mitteleuropa in die gänzlich anders geartete mohammedanische Umgebung Palästina zu verpflanzen.

Auf die Dauer haben sich diese Modelle doch durchgesetzt, wie die Geschichte des Syrischen Waisenhauses von Ludwig Schneller beweist, das man sich nicht gut ohne Vorbilder der Beuggener «Freiwilligen Armeschullehrer- und Armenkinderanstalt» von Gobats Schwiegervater Zeller vorstellen kann. Auch das Werk des Gründers der Kaiserswerther Diakonissenanstalt, Theodor Fliedner, das aus einem «Evangelischen Asyl für entlassene weibliche Strafgefangene» erwachsen war, stand Pate und fand seinen verlängerten Arm in Palästina durch die Übersiedlung von vier Kaiserswerther Diakonissen nach Jerusalem 1851. Die erste protestantische Kirche im Nahen Osten durfte Gobat schon 1849 einweihen. Die Christ-Church hatte zugleich der Judenmission wie als britische Konsulatskapelle zu dienen.

All diese Fortschritte waren ohne Mitwirkung der Staatsmächte in Berlin, Konstantinopel und London nicht zu denken. So stiess der rheinische Pfarrer Fliedner bei Friedrich Wilhelm IV. auf ebenso offene Ohren wie später Pastor Bodelschwingh bei den nachfolgenden Hohenzollern. Berliner königlich-diakonische Mustergründungen erhielten im Heiligen Land bald ihre getreuen Abbilder. Von Kolonialismus kann also bei diesen Unternehmungen keine Rede sein. Dennoch gingen die königlichen Pläne schon damals weiter: «Das bewährte Fünfgespann der führenden Kolonialmächte: Missionar, Handelsvertreter, Wissenschaftler, Militärberater und Konsul» wurde allmählich auch für Preussen komplettiert, am vollkommensten freilich unter Wilhelm II. Erst gegen Ende des Jahrhunderts begeisterten sich auch die Deutschen in grösstem Umfang an den hochfliegenden Expansionsplänen ihrer Hohenzollern.

Die Anfänge im Mutterland waren keineswegs vielversprechend: «Weder die 1843 angeregte Jerusalemfeier, die jährlich an den Amtsantritt des ersten Bischofs erinnern sollte, noch die Kollekten für das ferne Bistum fanden die erwünschte Resonanz.» So musste auf Anregung des vielseitigen Berliner Hofpredigers Wilhelm Hoffmann 1853 der «Jerusalemverein» gegründet werden mit dem Ziel, «die im Morgenland, im Bereich des evangelischen Bistums zu Jerusalem hervorgerufenen deutsch-evangelischen Anstalten und Unternehmungen zu unterstützen, zu erweitern und zu vermehren».

Grössere Leistungen der Wissenschaft, von Preussen gleichfalls seit den 1840er Jahren grosszügig gefördert, waren vorausgegangen. Parallel zu den

Wiener, Pariser und Moskauer Akademien für die orientalischen Sprachen war 1845 eine «Deutsche morgenländische Gesellschaft» ins Leben gerufen worden. Ihr dienten der preussische Konsul in Jerusalem Georg Rosen und sein Vorgänger J. G. Wetzstein in Kombination deutscher Orientforschung und -politik. Aber andere Staaten rückten sofort nach mit der Entsendung konsularischer Vertreter nach Jerusalem: Frankreich 1843, die USA 1844, Österreich 1849 und Spanien 1854.

1847 stellte Pius IX. das seit den Kreuzzügen verwaiste Lateinische Patriarchat Jerusalem wieder her, und nachdem 1850 den protestantischen Kirchgemeinschaften aus England, Deutschland und Amerika staatliche Anerkennung durch die Hohe Pforte zugebilligt worden war, besann sich auch die russisch-orthodoxe Kirche auf ihre alte Rolle als Drittes Rom nach dem Fall des Zweiten 1453. Denn der griechisch-orthodoxe Patriarch verlegte 1845 seine Residenz von Konstantinopel nach Jerusalem. neben ihm residierten nun also der Mönch Porfirij als Vertreter des Moskauer Patriarchen und Josef Valerga als Lateinischer Patriarch in der Heiligen Stadt nebeneinander, ohne dass die Zahl der diesen Konfessionen angehörigen Gläubigen diese höchste Vertretung irgendwie gerechtfertigt hätte. Nur mit dem Anspruch der Mission an den dazu keineswegs aufgeschlossenen mohammedanischen oder jüdischen Bewohnern Palästinas und Syriens und mit hoher, aber geheimer Politik im Hintergrund, am offensichtlichsten vom russischen Vertreter geübt, konnte dieser jederzeit zu Kompetenz- und Gebietsstreitigkeiten führende Prestigeinsatz begründet werden. Valerga verstand es glänzend, Angehörige von mehr als 20 katholischen Orden in Palästina anzusiedeln, Kirchen, Klöster, Priesterseminare, Schulen und Internate zu bauen und grosse Festtage zu feiern. Einen Vorsprung an Prestige sicherte sich demgegenüber die russische Kirchenmission mit ihren zunehmenden Pilgerscharen. Unverhüllt beschrieb Uspenskij in seinem Tagebuch den Sinn seines Daseins: «In Jerusalem hält mich niemand für einen Pilger zu den heiligen Stätten; alle sehen in mir einen diplomatischen Vertreter des russischen Reichs!»

Schliesslich brachte die Enge des Platzes für so viele Ansprüche die Spannung auf heiligem Boden aber doch zum Platzen: Frankreich und Russland, deren Staatsoberhäupter Napoleon III. und Nikolaus I. sich auch anderweitig gram waren, führten via Türkei 1852–1856 den «einzigsten völlig nutzlosen modernen Krieg» (Sir Morrier). Ob seines Palästinahintergrundes wurde er gleichwohl von russischen Zeitgenossen mit dem «Megiddo der Apokalypse» verglichen – was den hohen Blutzoll anbelangt, sicher nicht zu Unrecht. Russland verlor ausser seiner Schwarzmeer-Kriegsflotte und einiger Gebiete auch das Protektorat über die orthodoxe

Christenheit, was aber die romantische Sehnsucht gläubiger russischer Dichter von Dostojewski bis Solowjew vom «Mütterchen Russland» und seiner missionarischen Erlöserrolle für die übrige Menschheit nur verstärken konnte. Russische Expansionsgelüste richteten sich seit 1858 mehr gegen die Mandschurei und China.

Im Heiligen Land selbst wiesen die blutigen Massaker von 1860, als Zigtausende von Christen durch die Drusen und Mohammedaner des Libanon und Hermon ermordet wurden, die protestantische Diakonie in eine neue Richtung. Der schwäbische Chrischonabruder Johann Ludwig Schneller, welcher mit Familie seit 1854 eine rege Tätigkeit entfaltet hatte, vernahm den «Ruf Gottes», von nun an seine Kraft den Waisenkindern zu widmen. Statt der 70 vorgesehenen Kinder konnte der ins Katastrophengebiet geeilte Schneller wegen verschiedener Widrigkeiten nur neun Knaben mit nach Jerusalem nehmen, wo er das bis heute bestehende «Syrische Waisenhaus» eröffnete. Da die Methode, über die Aufnahme von Waisen in Rettungshäusern missionarisch christliche Erziehung und Nächstenliebe an eine unchristliche Umgebung weiterzuvermitteln, damals weder total neu war noch allenthalben auf Gegenliebe stiess, wären eingehendere Analysen darüber anzustellen, aus welchen Gründen die antichristlichen Ausschreitungen in Missionsgebieten jeweils ausgebrochen sind, wie die Ablehnung karitativer Hilfsmassnahmen jeweils motiviert war und was für die Zukunft bei ähnlicher Problemlage aus der Geschichte zu lernen wäre. War die Verquickung von «Kirche und Handel, Mission und Eisenbahn, Bibel und Dampfmaschine» gemeint, wie sie der Unionstheologe Immanuel Nitzsch am Pietismus Elberfelder Prägung verurteilte? Wurde sein ausbeuterisch wirkender Patriarchalismus, wie ihn Friedrich Engels geisselte, auch an den politisch privilegierten maronitischen Christen des Libanon, von den benachteiligten Drusen und Mohammedanern erkannt? Oder war es die Führerrolle Frankreichs, die zu den Feindseligkeiten von 1860 führte? In den zeitgenössischen Aufzeichnungen der deutschen Kolonisten finden wir darüber keine ausreichende Aufklärung.

Jedenfalls sehen wir das Haus Schneller in der Folge in enger Verknüpfung mit dem Haus Hohenzollern. Besonders der zweite Sohn des Waisenvaters, Ludwig Schneller, in Jerusalem geboren und in Berlin erzogen, wurde zum «lautstarken Wortführer des evangelischen Deutschtums unter preussischer Führung und «vor allem ein Herold König Wilhelms I.». Jedes Jahr liess er zusammen mit dem deutschen Konsul am 22. März, Wilhelms Geburtstag, alle in Jerusalem lebenden Deutschen und Schweizer in dem zwischen Tempelplatz und Grabeskirche prächtig gelegenen preussischen Konsulat versammeln. Der Konsul «schloss dann seine Rede

auf den fernen König mit einem Hoch, in das die Anwesenden» gern einstimmten. Als Nebenwirkungen dieser Verbindung flossen kaiserliche Spendengelder für die Schnellerschen Unternehmungen im Heiligen Land, der seine Mission auf die islamische Hochburg Hebron ausdehnte, Weihnachten 1886 in Beitschala eine evangelische Kapelle einweihte und in Bethlehem den Bau der ersten evangelischen Kirche, der Weihnachtskirche, betrieb.

Erst durch die persönliche Intervention des Kaiserpaares in Konstantinopel 1893 konnte sie schliesslich eingeweiht werden. Verheiratet war Schneller mit der Tochter des Entdeckers des Codex Sinaiticus, einer der ältesten Handschriften des Neuen Testaments im Katharinenkloster am Sinai, Konstantin Tischendorf, der seiner kurz nach dieser Entdeckung geborenen Tochter den Namen Katharina gegeben hatte. «Das Ringen um die ursprüngliche Gestalt des Neuen Testaments» hatte schon der junge Forscher als seine «heilige Lebensaufgabe» bezeichnet. Er hatte die wertvolle Handschrift dem russischen Zaren Alexander II. überbracht und war dafür von ihm in den erblichen Adelsstand erhoben worden. Sein Sohn Paul von Tischendorf hat bis 1899 als deutscher Konsul in Jerusalem gewirkt. So war das verwandtschaftliche Zusammenwirken im Dienst von Kirche und Altertumswissenschaft, Politik und Kolonisation, wie es im 19. Jahrhundert nicht selten zu beobachten ist, um eine Variante reicher. Tischendorf war sich schon vor Antritt seiner ersten Sinaireise stolz bewusst, «in einer heissen Schlacht... mit dem ewigen Lorbeer Segen für die Kirche, für die Wissenschaft, fürs Vaterland» zu erkämpfen.

Auch die schwäbische Dynastie Hoffmann² aus Leonberg ist unter diesem Gesichtspunkt eine umfassende und kritische Würdigung wert. Während der ehemalige Basler Missionsinspektor und spätere Berliner Oberhofprediger Wilhelm Hoffmann einerseits mit seiner Gründung des deutschen «Jerusalemvereins» die Verbindung zwischen deutschen Ausiedlern im Heiligen Land und deren kirchlichen Unternehmungen in der Heimat finanziell abzustützen suchte und andererseits die weltgeschichtliche Bedeutung der Hohenzollern auf eine historisch abgesicherte Basis stellen wollte, wurde sein Bruder Christoph Hoffmann zum Gründer des «Deutschen Tempels im Heiligen Land». Nachdem er mit zwei Gesinnungsgenossen, dem Kaufmann Hardegg und dem Bauern Bubeck, 1858 eine Erholungsfahrt nach Palästina unternommen hatte, unterzeichnete sein Anhang 1861 ein separatistisches, apokalyptisch-utopisches Doku-

² Vgl. K. Hammer, *Deutschland im Lichte des Reiches Gottes. Zur Erinnerung an Wilhelm Hoffmann*, ThZ 25 (1969) 182 ff.

ment, mit dem er sich zur Auswanderung aus Württemberg und zu kolonialisatorischer Arbeit im Gelobten Land verpflichtete. In dieser Gründungsurkunde des «Deutschen Tempels» heisst es:

«Angesichts der allgemeinen Zerrüttung der Menschen, die ihre Ursache darin hat, dass keine der bestehenden Kirchen die Herstellung des Menschen zum Tempel Gottes und die Herstellung des Heiligtums für alle Völker zu Jerusalem anstrebt, erklären wir Unterzeichneten unsere Lossagung von Babylon, das heisst von den bestehenden Kirchen und Sekten, und verbinden uns zur Herstellung des Deutschen Tempels zur Ausführung des Gesetzes, des Evangeliums und der Weissagung.» In dieser Grundsatzzerklärung schwingen manche heterogenen Bestandteile mit, unter anderem auch väterliches Erbe. Hat doch Vater Gottlieb Wilhelm Hoffmann als Bürgermeister von Leonberg die pietistischen Musterdörfer Korntal bei Stuttgart und Wilhelmsdorf in Oberschwaben als Erbauungszentren mit brüderlicher Sozialordnung und königlicher Hilfe aufgebaut.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts genügte den pietistischen Separatisten noch die Kolonisation und Emigration innerhalb der württembergischen Landesgrenzen, zumal König Wilhelm I. für die religiös zersplitterten Traditionalisten im Weichbild Stuttgarts zwischen Calw, Leonberg, Backnang und Schorndorf Verständnis zeigte. Nach der Revolution von 1848, als Christoph Hoffmann, Gegenkandidat des liberalen David Friedrich Strauss, in Ludwigsburg für das Frankfurter Parlament gewählt wurde, genügte das eigene Vaterland nicht mehr, um dem schwäbischen Drang nach Absonderung und Erwählung Genüge zu tun. Überdies wurde Chr. Hoffmann 1857 das Recht, die Sakramente zu spenden, entzogen. Diese «Exkommunikation» traf auch seine Anhänger, so dass sie nicht mehr auf dem Marbach nahegelegenen Kirschenhardthof bleiben konnten.

Die Zusammenhänge von religiösem Enthusiasmus und lebendiger Reich-Gottes-Hoffnung mit den sozialen Verhältnissen und den betroffenen Gemeinden, von demokratischem Verständnis und Revolution, Kolonisation und Berufung sind jüngst von Alex Carmel³ näher untersucht worden.

Inzwischen ist auch der dtv-Band «Das Heilige Land in Augenzeugenberichten» (Hg. R. Gradenwitz, München 1984) erschienen, der nicht weniger als ca. 25 Reiseberichte allein aus dem 19. Jahrhundert verwertet

³ A. Carmel, Die Siedlungen der württembergischen Templer in Palästina 1868–1918, Stuttgart 1973; ders., Christen als Pioniere im Heiligen Land. Ein Beitrag zur Geschichte der Pilgermission und des Wiederaufbaus Palästinas im 19. Jh., Basel 1981.

und dabei einen ebenso vielfältigen wie jedoch zugleich inhaltlich homogenen Eindruck über die Jerusalemsehnsucht dieses Jahrhunderts vermittelt. Darunter sind besonders die 762 Seiten dicken «Denkblätter aus Jerusalem» (St. Gallen, Konstanz 1853) des «praktischen Arztes in Horn am Bodensee» Titus Tobler, neben zahlreichen anderen Büchern von ihm erwähnenswert, da er nicht weniger als vier Palästinafahrten zwischen 1839 und 1865 unternommen hat und präzise Angaben über Kultur und Religionen im Heiligen Land machen kann.

Dennoch zitiere ich hier lieber einen Passus aus dem «Reisebericht nach dem Morgenland...» (Hamburg 1858) des evangelischen Pfarrers Dr. Fridrich Liebetrut, weil er mehr zum Nachdenken über das Zueinander von Christen, Juden und Moslems in Palästina aussagt und fragen lässt, ob sich die heutigen Probleme dieser Region nicht auch teilweise aus solchem Erbe erklären lassen:

«Den mächtigeren Parteien der orientalischen Kirchen, den Griechen, den Armeniern, gelingt es, wie den Lateinern, recht betrachtet ebensowenig wie den Mohammedanern, von denen sie nur ebenso tief verachtet werden, als sie selbst einander hassen und verfolgen, ihre Hohlheit u. Nichtigkeit zu verbergen; ja ihr Abfall vom Leben erscheint bei ihnen um soviel grösser, als sie Hass und Wahn an die Stelle des Glaubens, Hochmut u. Unwissenheit an die der Demut und Erkenntnis setzen, und so durch ihr Bekenntnis zu Christo den Fürsten des Lebens viel mehr kreuzigen u. verleugnen, als diejenigen, welche sich nicht zu ihm bekennen. I. ü.zieht sich ein grosser Teil des Lebens der Christen in die Mauern der Klöster u. heiligen Gebäude zurück. Gewiss nimmt die Zahl der lediglich dem Dienst des Heiligen in Kirchen u. Klöstern gewidmeten Personen einen sehr grossen Teil der christlichen Bevölkerung ein...»

Wer da alles schon 1835 miteinander konkurrierend sich in Klöster auf geweihtem Boden zurückzog und das soziale Elend der Umwelt sich selbst überliess, darüber berichtet sehr exakt das aus Leipzig im Brockhaus-Verlag in einer Auflage von 100 000 Exemplaren erscheinende «Illustrierte Magazin»: «In Palästina und überhaupt in Syrien sind die Christen sehr zahlreich, die abendländischen Katholiken oder die sog. Lateiner geniessen gewisse Vorrechte und stehen unter dem bes. Schutze einiger europäischer Fürsten, doch sind ihre Rechte seit der franz. Revolution sehr geschmälert worden. Ihren Gottesdienst verrichten Franziskaner, Kapuziner, Karmeliter u. Lazaristen, die aus den Klöstern Europas dahin gesendet werden. Die Franziskaner, die fast überall allein die Seelsorge haben, siedelten bald nach der Stiftung ihres Ordens schon im 13. Jh. sich in Palästina an. Seit 1342 bewohnen sie ein Kloster auf dem Berge Zion, u. als sie es 1369

verloren hatten, zogen sie ins Kloster St. Salvator zu Jerusalem, wo sie noch wohnen... Die zur römischen Kirche gehörenden Griechen in Palästina u. Syrien stehen unter einem Patriarchen u. mehreren Bischöfen, die aus den Mönchen von dem Volke gewählt werden. Das Volk wählt auch die Pfarrer. Sie verrichten den Gottesdienst in arabischer Sprache. Katholische Armeier gibt es nicht in Palästina, in Syrien aber ist ihre Zahl ansehnlich. Die zahlreichste u. mächtigste aller christlichen Parteien in Syrien, die sich zur römischen Kirche halten, sind die Maroniten, die vorzüglich auf dem Libanon u. in der Umgegend desselben ihren Sitz haben. Nächst den Katholiken sind die griechischen Christen die zahlreichsten. Sie stehen unter 2 Patriarchen, welchen mehrere Bischöfe unterworfen sind. Sie haben verschiedene Mönchs- u. Nonnenklöster in Palästina, deren Bewohner aus den Inseln des Archipels u. den übrigen griechischen Provinzen kommen... Zwischen den Griechen und den Katholiken herrscht ein unversöhnlicher Hass, dessen Quelle hauptsächlich der Eigennutz, der Streit um den Besitz der Heiligtümer ist...

Die christlichen Parteien in Palästina und Syrien leben sehr abgesondert voneinander. So dulden die Maroniten kaum abendländische Katholiken, griechische Christen und Mohammedaner aber nie in ihrem Gebiete. Katholiken haben Mühe, sich in Dörfern anzusiedeln, wo nur Griechen wohnen. Gemischte Ehen sind sehr selten u. die Schulen der christlichen Parteien immer getrennt. Der Übertritt von einer Kirche zur andern findet selten statt... Die Christen unterscheiden sich in ihrer Tracht nicht von den Mohammedanern, ausgenommen dass diese gewöhnlich einen weissen, rotgrauen oder grünen Turban, jene einen blauen, aschgrauen oder schwarzen tragen. Nur die Abendländer haben das Vorrecht, einen weissen Turban zu tragen. Alle morgenländischen Christen geniessen während der Fasten nichts von warmblütigen Tieren u. lassen alle Speisen mit Öl bereiten. Die Geistlichen leben von den milden Gaben der Gemeinden. Predigen u. Katechisieren ist bei ihnen fast unbekannt, u. nur die abendländischen Katholiken hören an Sonn- und Feiertagen eine Predigt. Sie verrichten ihren Gottesdienst in lat. Sprache, aber einzelne Gebete u. das Evangelium in der Messe werden in der arabischen Sprache gelesen. Die Maroniten u. die syrischen Christen lesen die Messe in der syrischen, das Evangelium aber gleichfalls in arabischer Sprache...»

Ich könnte stundenlang im Zitieren solcher Schilderungen des religiösen und kulturellen Lokalkolorits fortfahren. Das alles tönt vielleicht recht negativ im Blickwinkel der nur beobachtenden und schon damals nicht kommunizierenden Journalisten, und wir könnten uns einmal mehr von der historischen Betrachtung mit der üblichen Begründung abwenden, dass

sie eben doch nur negative Beispiele bringt und darum wenig taugt. Ich habe diese bedenkenswerten Zitate an den Schluss gestellt, um am heutigen Jubiläumstag des 125jährigen Bestehens des Syrischen Waisenhauses diese Kulisse gerade darum aufzubauen, um uns das bleibende Werk Ludwig Schnellers und seiner Getreuen als verheissungsvolles Zeichen in jenem geprüften und allzeit zerrissenen Land weiterhin anzuempfehlen als den Weg, auf dem protestantisches, zupackendes Christentum in Einzelinitiative, aber getragen von einer Vielzahl heimischer Mitchristen, etwas ausrichten kann in dieser von Machtkämpfen und blutigen Rivalitäten zerrissenen Welt, auch und besonders in jener des Heiligen Landes, dass vielleicht der einzige Beweis für die Überlegenheit unserer Konfession der Tatbeweis der zupackenden Liebe und Hilfe am leidenden Mitmenschen war und ist und bleiben wird.

Karl Hammer, Basel